

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Natur und Kunst

ein gemeinnütziges Lehr- und Lesebuch für alle Stände

Mit einem Register über diesen und den Ersten Band

Donndorff, Johann August Donndorff, Johann August

Leipzig, 1791

LXXV. Von der Fischerey der Chineser.

urn:nbn:de:gbv:45:1-10096



Vogel jeden Tag vier bis fünf Mal so weit fortkommen könne, als das allerschnelleste unter den vierfüßigen Thieren.



LXXV.

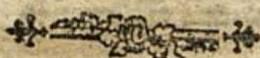
Von der Fischerey der Chineser.

Außer den Netzen, deren sich die Chineser bey großen Fischzügen, und den Angeln, deren sie sich, wenn sie für sich besonders etwas fangen wollen, bedienen, haben sie auch noch eine andere Art der Fischerey, die ganz sonderbar ist, und artig anzusehen seyn muß. Sie halten sich in gewissen Provinzen einen besondern Vogel; Du Halde sagt, er sey unsren Raben nicht ungleich, außer daß er einen langen Hals, langen, frumm gebogenen und spitzigen Schnabel habe. Diesen richten sie auf die Fischerey eben so ab, wie man die Hunde zur Jagd abzurichten pflegt. Des Morgens findet man mit aufgehender Sonne eine große Anzahl Schiffe, und eine Menge solcher Vögel, die Beute machen sollen. Die Fischer nehmen mit ihren Schiffen am Ufer einen Schwung, und auf ein gewisses Signal, das mit dem Ruder gegeben wird, fliegen die Vögel auf das Wasser, und vertheilen sich auf demselben. Bald darauf fahren sie in die Tiefe, und suchen die

die

die Fische auf dem Grunde. Diejenigen, welche sie antreffen, fassen sie in der Mitte des Leibes, bringen sie in den Schnäbeln zum Schiff, woselbst der Fischer, nachdem er den Fisch zu sich genommen, den Vogel nimmt, den Kopf niederwärts hält, daß er die kleinen Fische wieder von sich geben muß, die er in sich geschluckt hat, und die durch einen Ring aufgehalten werden, wodurch man ihm vorher die Kehle zugeschlossen hat. Diesen Ring nimmt man ihnen nicht eher, als nach geendigter Fischerey, ab, und giebt ihnen hernach zu fressen. Wenn sie einen sehr großen Fisch aufgetrieben haben, so helfen sie einander; der eine faßt ihn bey dem Schwanz, der andere bey dem Kopf, und so bringen sie ihn gemeinschaftlich auf das Schiff.

Sie haben aber auch noch eine andere Art Fische zu fangen, die ganz einfach ist, und ihnen nicht viel Mühe kostet. Sie bedienen sich nämlich sehr langer und enger Rähne, und nageln an die Seiten derselben ein Brett, das zwey Fuß breit, und mit einem sehr hellglänzenden Firniß überzogen ist. Dies Brett geht etwas krumm gebogen aufwärts, daß es fast die Oberfläche des Wassers berührt. Man bedienet sich dieses Rahns gemeinlich in der Nacht, und richtet die Fahrt nach der Seite des Mondes, dessen Widerschein im Wasser den Glanz des Brettes erhebt.



hebt. Die Fische verwechseln diesen Glanz leicht mit dem Glanz des Wassers, springen nach demselben in die Höhe, und fallen entweder in das Schiff, oder in das gebogene Seitenbrett.

An einigen Orten werden die Fische von den Soldaten mit großer Geschicklichkeit geschossen. Der Pfeil, dessen sie sich bedienen, ist mit einem Riemen an dem Bogen befestiget, daß sie ihn theils nicht verlieren, theils aber den Fisch, den sie getroffen haben, an sich ziehen können. In gewissen Gegenden, besonders in Timpeln, ist die Menge der Fische so groß, daß die Leute eine dreyzackige Gabel nehmen, darunter fahren, und die Fische im Wasser anspießen.



LXXVI.

Was hat es mit den Hundstagen für eine Bewandniß?

Daß man unter Hundstagen die Tage vom 22 Julius bis zum 22 August verstehe, ist bekant; ich glaube aber doch, daß manche meiner Leser nicht wissen, woher diese Benennung entstanden, und was es mit diesen Tagen überhaupt für eine nähere Bewandniß habe; ich will also das Wesentlichste davon hier anführen.

Schon